

Zuweilen schlugen die Fackeln mit ihrem flackernden Glanz, ihrem Widerschein hinein in die Säle des Königsschlosses, in denen alle Minister, alle Diener des Königs in feiger Muthlosigkeit, in entsetztem Schweigen sich befanden. Aber unter allen diesen Rathgebern des Königs befand sich nur ein Mann — dieser Mann war die Königin Marie Antoinette! Sie allein behielt ihre Standhaftigkeit, ihre Entschlossenheit; sie sprach mit Jedem, hatte für jeden ein freundliches, ermunterndes Wort. Sie ermahnte die Verzagten, sie versuchte zuweilen sogar noch, den König zu festen Entschlüssen anzufeuern, und beklagte sich dennoch nicht, wenn es ihr mißlang.

Einmal leuchtete ihr Antlitz noch auf in Hoffnung und Freude. Das war, als eine Anzahl Deputirten, geführt von Toulan in den Saal eintrat, um dem Königspaare ihre Dienste anzubieten, und um die Erlaubniß zu bitten, in der Umgebung des Königs und der Königin bleiben zu dürfen.

Aber kaum war ihnen diese Bitte gewährt, als die beiden Secrétaire des Präsidenten der Nationalversammlung in den Saal eintraten, um im Namen des Präsidenten die Deputirten an ihre Pflicht zu mahnen, sich sofort in den Sitzungsaal zu begeben, in welchem man sich so eben zu einer nächtlichen Sitzung versammelte, um zu beraten, was geschehen solle.

„Sie rufen unsere letzten Freunde von uns ab,“ murmelte die Königin, „denn sie wollen, daß wir ganz ohne Schutz und Beistand sein sollen!“

Auf einmal ward das Geschrei und Gebrüll unten auf dem Plage noch lauter, noch wüthender. Flintenschüsse ertönten, dazwischen hörte man das Brausen des vieltausendstimmigen Aufruhrs, das auf einmal über tönt ward von dem Donner eines Kanonenschlages. Wassengeklirr, Geräusch heransprengender Pferde ertönte, dann wieder Gewehrscüsse, Geschrei von Verwundeten!

Der König hatte sich zu einer letzten Berathung mit seinem Ministern und einigen Getreuen zurückgezogen. Bei diesem furchtbaren Lärm, diesem Gewehrfeuer, diesem Triumphgeschrei galt sein erster Gedanke der Königin. Er erhob sich hastig und eilte in den Saal.

Niemand war da, der rothe Schein der Fackeln warf von unten herauf grelle Lichter durch den verödeten Saal, und zeichnete hier und da wunderbare Schatten verzerrter Menschengestalten mit erhobenen Armen, mit drohenden Fäusten an die Wand.

Hastig durcheilte der König den so grauenhaft beleuchteten Saal, rief mit lauter Stimme nach der Königin, stürzte in ihr Cabinet, dann in ihr Schlafzimmer — aber auch dort war Marie Antoinette nicht zu finden, gab Niemand Antwort auf den angstvollen Ruf des Königs.

Von draussen nur tönte es immer wilder, immer entschlicher, das tobende Geheul, das Fluchen und Schreien.

Der König sprang die kleine Treppe hinauf, welche zu den Gemächern der Kinder von Frankreich führte, hastig nun durch das verödete Vorzimmer, wo die Thür geöffnet war, welche in das Schlafgemach des Dauphins führte.

Und in dieser Thür bleibt Ludwig stehen, und schauet aufathmend auf die Gruppe hin, welche seinem gerührten Auge sich darbietet.

Der Dauphin liegt in seinem Bettchen und schläft mit ruhig lächelndem Angesicht. Vor dem Bette steht Marie Antoinette, hoch aufgerichtet, in stolzer, ruhiger Haltung.

„Marie,“ sagte der König tief bewegt, „Marie, ich suchte Sie!“

Die Königin wandte langsam das Haupt zu ihm um, und deutete auf den schlummernden Prinzen. „Sire,“ erwiderte sie ruhig, „ich war auf meinem Posten.“\*

Ludwig, hingerrissen von dieser Majestät der Mutterliebe, eilte zu seiner Gemahlin hin, und schloß sie in seine Arme. „Bleibe bei mir, Marie,“ sagte er, „verlasse mich nicht. Flöße mir Deinen Muth und Deine Entschlossenheit ein!“

Die Königin seufzte und schüttelte traurig ihr Haupt. Sie hatte kein Wort des Vorwurfs, sie sagte es nicht, daß sie nicht mehr an den Muth, die Entschlossenheit des Königs glaube, daß sie keine Hoffnung mehr habe.

Jetzt öffneten sich die beiden Thüren des Gemaches. Von der einen Seite kamen die Frauen der Königin, und die Gouvernante des Dauphins, von der andern Seite einige Cavaliere des Königs, um ihn abzurufen in den Saal der Audienzen.

Nach dem ersten Schrecken hatte Jeder sich wieder aufgerafft zum Bewußtsein, zur strengen Pflichterfüllung, beiseiterten sich Alle, dem König und der Königin unaufgefordert die Schwüre der Treue darzubringen.

Die Cavaliere kamen, um dem Könige zu melden, daß etwas Neues sich begeben habe, und daß dies die Veranlassung des furchtbaren Getöses drunten auf dem Plage gewesen.

Die Nationalgarde von Paris war angelangt, sie hatte mit der Nationalgarde von Versailles, mit dem Volke fraternisirt, sie war von den Weibern mit Jubelgeschrei, von den Männern mit Flintenschüssen begrüßt worden. Dann war der General Lafayette in das Schloß eingetreten, um dem Könige seine Dienste anzubieten, und er ließ jetzt die Majestäten um Audienz ersuchen.

„Kommen Sie, Madame,“ sagte Ludwig, schnell erheitert, „lassen Sie uns den General empfangen. Sie sehen wohl, es steht nicht so schlimm mit uns, als Sie denken! Wir haben noch treue Diener, welche zu unserm Beistande herbeieilen!“

\* Dieses Zwiegespräch, so wie diese ganze Scene ist historisch. Siehe: Beauchesne, Louis XVII. I.

Die Königin erwiderte nichts, sie folgte ruhig und sanft dem Könige in den Saal, in welchem Lafayette, umgeben von den Ministern, den Cavalieren, sich befand, und beim Eintritt des königlichen Paares demselben entgegengeliegt zur ehrfurchtsvollen Begrüßung.

„Sire,“ sagte der General Lafayette mit heiterer Zuversicht, „Sire, ich bin hieher gekommen, um Eure Majestäten und die Nationalversammlung zu schützen gegen alle Diejenigen, welche es wagen wollen, dieselben zu bedrohen!“

„Sind Sie von der Treue und Zuverlässigkeit Ihrer Truppen überzeugt?“ fragte die Königin, deren flammende Augen auf dem Antlitz Lafayettes ruhten, als wollte sie auf demselben seine innigsten Gedanken lesen.

Aber diese Augen verwirrten die heitere Ruhe des Generals nicht. „Ich weiß, Madame, daß ich auf die Treue meiner Soldaten zählen darf,“ erwiderte er ruhig. „Sie sind mir bis in den Tod ergeben, und sie werden, da ich es ihnen befehle, über die Sicherheit des Königs und der Königin wachen, und jede Beleidigung von ihnen abwehren.“

Die Königin überhörte das Beleidigende dieser prahlerischen Worte, sie gab sich den Anschein, ihnen Glanzen zu schenken. Sie glaubte ihnen zuletzt wirklich, denn Lafayette wiederholte mit so tiefer Ueberzeugung, daß von jetzt an für den König und die königliche Familie nichts mehr zu fürchten, daß alle Gefahr vorüber sei. Die Posten sollten in dieser Nacht von seinen Truppen besetzt werden; die Pariser Nationalgarde sollte die Ruhe und den Frieden in Versailles wieder herstellen, und die Volksmassen überwachen, welche sich auf dem großen Plage vor dem Schlosse gelagert hatten.

Lafayette sagte gut für seine Arme, für die heulenden, brüllenden Weiber, für die fluchenden, rasenden Männer!

Und der König ließ sich beruhigen von diesen Versicherungen des Generals Lafayette, und auch Marie Antoinette that es endlich!

Der König ertheilte den Gardes du Corps Befehl, nach Rambouillet zu marschiren, und nur die dienstthuenden Wachen blieben im Schlosse zurück.

Rings um das Schloß bezogen die Soldaten Lafayettes die Posten. Der General machte noch einmal bei ihnen Allen die Runde und dann, als ob man sich in der größten Ruhe und Sicherheit befände, — dann begab sich der General Lafayette in das Palais Noailles, um dort zu übernachten, und in ruhigem Schlafe sich zu erquickten von den Mühen des Tages.

Auch der König hatte sich in seine Gemächer begeben, und die Kammerdiener, welche Sr. Majestät beim Auskleiden behülflich gewesen, hatten das Schlafgemach noch nicht verlassen, als das laute, gleichmäßige Athmen, das hinter den Seidenvorhängen des Bettes

hervordrang, ihnen sagte, daß der König bereits in Schlaf gesunken.

Auch die Königin hatte sich zur Ruhe begeben, und indem sie müde und schwer ihr Haupt in die Kissen niederstinken ließ, hatte sie liebreich auch ihre beiden Frauen gebeten, sich gleichfalls niederzulegen.

Stille herrschte nun in dem dunkeln Schlosse zu Versailles. Der König und die Königin schliefen.

Aber durch die öden, dunkeln Säle, welche heute so viel Angst und Schrecken erfüllt hatte, tönte jetzt der Wiederhall der tobenden und brüllenden Stimmen, welche von dem Plage emporschallten, und welche Verwünschungen gegen die Königin austießen.

Im Schlosse von Versailles schlief man, aber draussen vor dem Schlosse wachte der Aufruhr, der Haß, und umschlich mit wilden Mordgedanken das Schloß der Könige von Frankreich!

Wie halb, und diese Gedanken sollten zur That werden! Schlafe nur, Marie Antoinette, Schlafe! Eine letzte Stunde der Ruhe, der Sicherheit!

Eine letzte Stunde! Noch ehe der Morgen dämmert, wird der Haß Dich wecken, und der Mord seine graufige Stimme erschallen lassen durch die Säle der Könige von Frankreich!

## 13.

## Die Schreckensnacht.

Marie Antoinette schlief! Die furchtbaren Aufregungen des vergangenen Tages und des stürmischen, von so vielen Ereignissen bewegten Abends hatten die Kräfte der Königin erschöpft, und sie war in jenen tiefen traumlosen Schlaf gesunken, den die mitleidige und gnabenvolle Natur zuweilen Denen sendet, welche das Schicksal heim sucht mit großem Leid und schwerem Unheil!

Marie Antoinette schlief. Im Innern des Schlosses herrschte tiefe Ruhe, und von dem Hofe des Schlosses hatte sich Lafayette zurückgezogen, um auch zu schlafen. Dort unten aber auf diesem Hofe wachte die Revolution und spähte hinauf zu den dunklen Mauern und suchte mit den Blicken des Hasses und der Rache nach den Fenstern, hinter welchen die Königin von Frankreich schlief.

Das Königthum hatte in Frankreich seit Jahrhunderten so viel gesündigt, so viel verbrochen, daß die Liebe des Volkes sich endlich in Haß verwandeln mußte. Das Königthum hatte in Frankreich so lange „Wind gesäet,“ daß es sich jetzt nicht wundern durfte, wenn es Sturm erndten mußte. Die Verbrechen, die Schuld, die Immoralität, welche Ludwig der Bierzehnte, welche der Regent von Orleans, welche Ludwig der Fünfte zehnte auf dem Boden Frankreichs gesäet, hatten einen



Abgrund zwischen dem Königthum und dem Volke gegraben, und aus demselben mußte jetzt die Revolution hervorspringen, um diese Verbrechen, diese Sünden der Vergangenheit zu rächen und zu strafen an der Gegenwart. Denn „die Sünden der Väter sollen gerächt werden an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied.“

Marie Antoinette wußte das nicht, sie sah nicht den Abgrund, der zwischen dem Volk und dem Königthum sich aufgethan, ihre Höflinge und Schmeichler hatten ihr denselben mit Blumen überstreuet, und mit den Subellängen heiterer Feste hatte man das Wehgeschrei und die Klageklänge des Volkes für sie unhörbar gemacht!

Jetzt aber waren die Blumen hinweggerissen, die Subellänge verstummt, und Marie Antoinette sah den Abgrund zwischen dem Königthum und dem Volk, sie hörte die Verwünschungen, das Wuthgebrüll dieser empörrten, rasenden Menschen, welche aus demüthigen, gehorsamen Unterthanen sich jetzt in drohende, gewalthätige Rebellen verwandelt hatten. Sie schauete festen Auges hinunter in den Abgrund, und sie sah die Ungeheuer der Tiefe aus demselben emporsteigen, um sie und ihr ganzes Haus zu verderben; aber sie wollte dennoch nicht zurückweichen, nicht nachgeben. Lieber hinunterstürzen und zerschellt werden, als demüthig und elend aus ihrer Erniedrigung sich einen Steg machen, der sie hinüberführte, um auf der andern Seite, im Lager der Feinde, sich eine Zuflucht zu suchen! Besser zu sterben mit der Krone auf dem Haupt, ehrenvoll und mutbig, als zu leben, der Krone beraubt, in Demuth und Unterthänigkeit!

Das dachte Marie Antoinette, als sie nach diesem furchtbaren Tage endlich spät in der Nacht sich zur Ruhe begab, das war ihr Gebet, mit welchem sie niedersank auf ihr Lager.

„Gieb mir die Kraft, mein Gott, als Königin zu sterben, wenn ich nicht mehr als Königin leben kann! Und stärke meinen Gemahl, daß er nicht bloß ein guter Mann, sondern auch ein König sei!“

Mit diesem Gebet auf den zitternden Lippen war sie eingeschlafen. Aber als die Campan vorsichtig auf den Beinen zu dem Bette der Königin heranschlich, um neben demselben sich niederzulassen und den Schlaf der Gebieterin zu überwachen, schlug Marie Antoinette noch einmal wieder die Augen auf, und nickte der Getreuen freundlich zu.

„Gehen Sie zu Bette, Campan,“ sagte sie, „und auch die zweite Kammerfrau soll sich niederlegen. Ihr bedürft Alle der Ruhe nach diesem schlimmen Tage, und der Schlaf thut so wohl. Gehen Sie, Campan, gute Nacht!“

Frau von Campan mußte wohl gehorchen, und sie schlüpfte leise hinaus in das Vorzimmer, wo die beiden andern Kammerfrauen sich befanden. „Die Königin schläft,“ flüsterte sie leise, „und sie hat befohlen, daß

auch wir uns zur Ruhe begeben. Werden wir es thun?“

Die beiden Damen antworteten nur mit einem Kopfschütteln, einem Achselzucken.

„Ich wußte es wohl, daß wir einig sind,“ sagte Frau von Campan, ihnen ihre Hände reichend. „Für uns darf es in dieser Nacht keinen Schlaf geben, denn wir müssen die Königin bewachen. Kommen Sie, meine Freundinnen, lassen Sie uns in das Vorzimmer gehen. Wir werden dort Herrn von Baricourt finden, und der wird uns sagen, was sich draußen begiebt.“

Leise auf den Zehen, schlichen die drei Frauen, hinaus in die zweite Antichambre, welche nur spärlich und trübe durch ein paar verglimmende Wachskerzen erhellt war, und in ihrer öden Unordnung, mit dem wüsten Durcheinander von verschobenen Stühlen, Divans und Tischen eine traurige Rückerinnerung bot an die wilden Weiberschaaren, welche am vergangenen Tage mit Gewalt in dies Gemach eingebrungen waren, und begehr hatten, den König zu sprechen. Man hatte ihnen gesagt, daß dies das Vorzimmer der Königin sei, und sie hatten sich entfernt, um sich nach dem Vorzimmer des Königs zu begeben. Aber — sie kannten nun den Weg, der zu den Gemächern der Königin führte, sie wußten nun, daß, wenn man sich nach der linken Seite des Schlosses hinwende, man sogleich in die von der königlichen Familie bewohnten Gemächer gelange, und daß die Königin die nächstgelegenen Zimmer, gleich hinter dem Saale der Schweizergarde, bewohne.

Daran dachte Frau von Campan, als sie einen trostlosen Blick auf diese Antichambre warf, welche den Schweizeraal begrenzte, und dieser Gedanke erfüllte sie mit Entsetzen.

Und Baricourt war noch nicht da, nichts unterbrach die öde Stille um sie her, als das wüste Geschrei, das Lärmen und Singen da draußen.

„Lassen Sie uns wieder zurücktreten in den Wartesaal,“ flüsterten ihre Begleiterinnen, „es ist unheimlich hier. Hören Sie nur, wie sie jauchzen und lachen! Oh mein Gott, es ist eine fürchterliche Nacht!“

„Ja, eine fürchterliche Nacht,“ seufzte Frau von Campan, „und der Tag, welcher ihr folgt, mag noch fürchterlicher sein. Aber wir dürfen den Muth nicht sinken lassen. Alles kommt darauf an, daß wir die Entschlossenheit haben, der Gefahr zu trotzen und unsere Gebieterin zu beschützen. Und sehen Sie, da kommt Herr von Baricourt,“ fuhr sie lebhaft fort, als eben die Thüre sich leise öffnete, und ein Offizier von der Schweizergarde eiligst hereintrat.

„Nun sagen Sie, mein Freund, was für Nachrichten bringen Sie uns?“

„Schlimme Nachrichten,“ seufzte Herr von Baricourt. „Die Massen da draußen vergrößern sich mit jedem Augenblick. Von Paris her sind neue Colonnen herbeimarschirt, und nicht bloß Leute aus dem Volk, sondern auch die Redner und Aufwiegler der Massen ha-

ben sich eingefunden. Ueberall steht das Volk in Gruppen, und lauscht auf die wüthenden Reden, welche sie zum Königsmord, zur Revolution entflammen. Es ist eine schlimme, entsetzliche Nacht. Der Verrath, der Haß, die Bosheit umschleichen das Schloß, und die Feigheit und der Meineid schlüpfen aus dem Innern des Schlosses zu ihnen heran, und öffnen die Thüre. Viele von den königlichen Soldaten haben jetzt schon mit dem Volke gemeinschaftliche Sache gemacht, und gehen Arm in Arm mit ihnen auf dem Plage umher.“

„Und was wollen diese fürchterlichen Menschen?“ fragte die Campan. „Warum umlagern sie das Schloß? Was ist ihre Absicht und ihr Ziel?“

Herr von Baricourt neigte traurig sein Haupt, und ein schwerer Seufzer hob seine mutthige Mannedbrust. „Sie wollen, was sie niemals erreichen sollen, so lange ich lebe,“ sagte er dann mit entschlossenem Blick. „Ich habe dem Königspaar Treue geschworen, und werde sie halten bis zum Tode. Mich ruft der Dienst, denn die Stunde der Ablösung naht, und ich beziehe den Posten unten an der großen Treppe, welche hierher führt. Wir werden uns, wenn die Sonne aufgegangen ist, wiedersehen, meine Freundin, oder ich werde gestorben sein. Thun wir aber bis dahin unsere Pflicht. Ich bewache die große Treppe, bewachen Sie das Schlafzimmer der Königin.“

„Ja, thun wir unsere Pflicht,“ erwiderte Frau von Campan, dem Freunde die Hand darreichend. „Bewachen wir Diejenigen, deren Dienste wir uns geweiht, und denen wir Treue geschworen haben. Nicht wahr, meine Freundinnen, Niemand soll in das Gemach der Königin eindringen, so lange wir leben?“

„Niemand,“ sagten die beiden Frauen mit mutthiger Entschlossenheit.

„Und Niemand soll die große Treppe hinausschreiten, so lange ich lebe,“ rief Herr von Baricourt. „Adieu jetzt, meine Damen, und horchen Sie wohl auf jedes Geräusch. Wenn meine Stimme Ihnen zuruft: „Es ist Zeit!“ so wecken Sie die Königin und retten Sie dieselbe, denn ihr droht alsdann Gefahr! Horch, da schlägt es drei Uhr, das ist die Stunde der Ablösung. Leben Sie wohl!“

Er wandte sich eilig nach der Thür hin, aber neben derselben blieb er stehen, und wandte sich noch einmal um. Sein Blick begegnete dem Auge der Freundin, und Frau von Campan mochte wohl die stumme Bitte dieses Blickes verstanden haben, denn sie eilte rasch zu dem Freunde hin.

„Sie haben mir noch Etwas zu sagen, mein Freund?“

„Ja meine Freundin,“ flüsterte er leise. „Ich habe eine Ahnung, als ob ich die Schrecken dieser Nacht nicht überleben werde. Ich habe eine Geliebte, eine Braut, Sie wissen es. Wenn ich falle im Dienste des Königs, so nehmen Sie sich ihrer an, trösten Sie meine Cecilie, und sagen Sie ihr, daß ich gestorben bin mit ihrem Na-

men auf den Lippen! Sagen Sie ihr, sie soll nicht um mich weinen, aber — sie soll mich auch nicht vergessen! Leben Sie wohl!“

Er öffnete rasch die Thür und eilte von dannen. Frau von Campan drückte die Thränen zurück, welche ihre Augen umbüsten wollten, und wandte sich den beiden Frauen zu.

„Jetzt, meine Freundinnen,“ sagte sie mit stolzer entschlossener Stimme, „jetzt laßt uns wieder zurückkehren in den Wartesaal, und die Thüre der Königin bewachen!“

Sie ging mit festem Schritte voran und die Damen folgten ihr. Geräuschlos traten sie ein in den kleinen Saal, in dem Morgens die Damen des Hofes sich zu versammeln pflegten, welche die Ehre der kleinen Entrees hatten, und dem Aufstehen der Königin beiwohnen durften.

Frau von Campan verschloß hinter ihnen die Thüre, durch welche sie eingetreten waren, zog den Schlüssel ab, und verbarg ihn in ihrer Kleidertasche.

„Es wird Niemand mit unserm Willen hier eintreten,“ sagte sie. „Jetzt wollen wir uns Stühle vor die Thüre des Schlafzimmers setzen, und uns auf denselben niederlassen. Wir werden dann eine Mauer vor unserer Herrin aufgerichtet haben, eine Mauer, welche unbezwingbar sein wird, als jede andere, denn es schlagen drei mutthige Herzen in ihr.“

Sie ließen sich nieder auf den Stühlen, deren hohe Rücklehnen die Thür der Königin berührten, und einander die Hände reichend, begannen sie den Dienst der heiligen Wache!

Still und öde war es um sie her. Keine der drei Frauen mochte dieses Schweigen mit einem Wort, einer Bemerkung unterbrechen. Mit stummen Lippen, mit offenen Augen saßen die drei Wächterinnen da und horchten hinaus in die Nacht. Zuweilen, wenn das Loben und Schreien da draußen lauter und wilder ward, drückten sie einander wohl die Hände und sprachen zu einander mit den Blicken, welche sie sich zuwandten, aber wenn dann das Geräusch wieder zurück sank in das stillere Gemurmel der Meereswogen, dann wandten ihre Augen sich wieder den Fenstern zu und horchten.

Langsam, in furchtbarer Trägheit schlich der Zeiger der großen Uhr drüben auf dem Kamine dahin. Frau von Campan heftete oft den Blick zu ihr hinüber und es war ihr, als müßte die Zeit aufgehört haben vorwärts zu schreiten, denn eine Ewigkeit schien ihr vergangen, als seit Herr von Baricourt von ihr Abschied genommen, und doch hatten die beiden langen spinnenfüßigen Zeiger auf dem Zifferblatte noch nicht die vierte Stunde nach Mitternacht berührt. Aber der Pendel bewegte sich doch in seinen gleichmäßigen, regelrechten Schwingungen, die Zeit ging vorwärts, nur hing an jeder Minute das Entsetzen, der Schrecken ungewisser Gefahr und dehnte sie zu einer Ewigkeit!



Endlich jetzt, langsam, mit ruhiger Gleichmäßigkeit begann die Uhr zu schlagen! Vier Uhr! Und mitten durch den wüsten Lärm hindurch vernahmen die horchenden Frauen das volle Tönen der großen Uhr aus dem Schweizeraal. Vier Uhr! Eine einzige fürchterliche Stunde erst vergangen! Noch drei Stunden, drei Ewigkeiten ehe der Tag anbricht!

Aber horch, welch' neues, welch' fürchterliches Geräusch da draußen. Das ist nicht mehr bloß Singen und Jubeln, und Brüllen und Schreien, das ist Kampfesgeheul, das ist das Knattern und Krachen von Gewehrschüssen.

Die drei Frauen erhoben sich, wie von einem Gebanken, einem Herzschlag belebt. Sie schoben die Stühle zurück von der Thür, bereit, sobald die Gefahr näher heranschreite, in das Gemach der Königin einzutreten und sie zu wecken.

Frau von Campan indessen schlüpfte hinüber nach der Thür des Vorzimmers, welche sie vorher verschlossen. Sie legte ihr Ohr an das Schlüsselloch und horchte. Da drinnen war Alles still und ruhig, Niemand befand sich in dem Vorzimmer. Es drohte also keine nahe Gefahr, denn Herr von Baricourt's Stimme hatte noch nicht den Mahnruf ertönen lassen.

Aber fürchterlicher und entschlicher ward der Lärm da draußen. Immer heftiger ward das Knattern des Gewehrfeuers, dazwischen tönten dumpfe Schläge, die gegen die Mauern des Schlosses gerichtet zu sein schienen, klirrendes Geräusch, als ob man das Eisengitter des Vorhofes zerschle.

„Ich muß wissen, was es giebt,“ murmelte Frau von Campan, und mit kühner Entschlossenheit schob sie den Schlüssel in das Schloß, drückte die Thür auf, trat in die Antichambre und flog zu dem Fenster hin, von dem man einen freien Ueberblick über den ganzen innern Schloßhof haben konnte.

Ein fürchterlicher Anblick bot sich ihr dar! Das Volk hatte das Gitter zerbrochen, es war eingebrungen in den innern Hof; in ungeheuren, schweren Massen wälzte es sich herein. Hier und dort wurden diese Massen erleuchtet von den Fackeln, welche Männer mit rasender Geberde, Weiber mit aufgelöstem Haar, mit wüthenden Mienen mit ihren nackten Armen hoch empor schwangen, und man sah dann Bilder der Nacht und der Hölle, wie die erstickte Phantastie eines Dante sie nicht fürchterlicher anschauen konnte. Weiber, zu Furien und Bacchantinnen entartet, janzend und jubelnd in wüthender Mordlust; Männer, wie blutdürstige Tiger anzuschauen, welche in zitternder, freudiger Wuth sich anschickten, auf ihre Beute zu springen und ihr den Todesstoß zu versetzen. Geschwungene Piken und Flinten, die roth aufleuchteten im Schein der Fackeln, geschwungene Arme und drohende Fäuste, mit Dolchen und Messern bewaffnet.

Und Alles das drängte heran an das Schloß, und alle diese erhobenen Fäuste wollten sich in Wurfge-

schoße verwandeln, welche diese Mauern zerstörten, die den König und die Königin von dem Volk, die Henter von ihren Opfern trennten!

Auf einmal jetzt erschalle ein fürchterliches, donnern- des Triumphgeschrei, das die Fenster erkittern machte und ein graufiges Echo fand hier oben in dem öden Saal; dann aber durch all' diesen Lärm, dieses Schreien und Brüllen hindurch ertönte ein durchdringendes Wehgeschrei, wie nur der höchste Schmerz, die höchste Noth es menschlichen Lippen zu erpressen vermag.

„Das war ein Todeschrei,“ murmelte Frau von Campan erbebend und von dem Fenster zurückschwankend. „Sie haben sicher die Schweizergarde ermordet, welche das Thor bewacht, sie werden jetzt in das Schloß eindringen. Oh, mein Gott, mein Gott! Was wird aus Herrn von Baricourt werden? Ich muß wissen, was es giebt!“

Sie flog durch die Antichambre und öffnete die Thüre des Schweizeraales. Er war leer, aber außerhalb desselben hörte man verworrenes Geräusch, schreiende Stimmen, Getrampel wie von hundert und hundert heranschreitenden Menschen. Dieses Geräusch näherte sich mehr und mehr, es stieg immer lauter, immer lichter werdend wie aus der Tiefe empor. Und jetzt auf einmal ward die Thür an der entgegengesetzten Seite des Saales, die Thür, welche nach außen führte, geöffnet und Herr von Baricourt, von der wüthenden, brüllenden, heulenden Menschenmenge vorwärts geschoben, erschien in derselben. Aber noch jetzt versuchte er, den vorwärts drängenden Massen Widerstand zu leisten, und mit einer blitzschnellen Bewegung sein Gewehr erhebend und es quer vor die Thür legend, hielt er es dort mit beiden Armen fest und machte aus demselben einen Schlagbaum, welcher die Heranstürzenden mindestens auf eine Minute ferne hielt — so lange mindestens, bis diese beiden Arme, welche das Gewehr hielten, im Tode erschlaffen.

Und wie ein Sterbender anzusehen war Herr von Baricourt; seine Uniform zerseht und zerhackt, das Antlitz todesbleich und nur an der linken Seite geröthet von dem Blute, das aus einer breiten Stirnwunde niedersaß.

„Es ist Zeit, es ist Zeit,“ rief er mit lauter, schmetternder Stimme, und als er drüben an der halb geöffneten Thür das entsetzte Antlitz der Freundin gewahrte, flog ein letzter Strahl der Freude über seine Züge.

„Retten Sie die Königin! Man will sie ermorden!“

Frau von Campan schloß hastig die Thür, schob den großen Riegel vor, sprang dann in wildem Ungestüm durch die Antichambre in den Wartesaal und schloß und

\* Herrn von Baricourt's letzte Worte. Siehe Mémoires de Madame de Campan. II. 77.

verriegelte auch hier die Thür. Dann, nachdem sie dieses vollbracht, nachdem sie diese doppelte Mauer zwischen der schlafenden Königin und dem wüthenden Volk aufgerichtet, dann sank sie wie zerbrochen neben der Thür auf ihre Kniee nieder und hob ihre gefalteten Hände zum Himmel auf.

„Erbarme Dich seiner Seele, oh Gott, nimm ihn gnädig auf in Deinen Himmel!“ murmelten ihre zitternden Lippen.

„Für wen beten Sie?“ flüsterten die beiden Kammerfrauen, die zu ihr herangeeilt waren. „Wer ist gestorben?“

„Herr von Baricourt,“ seufzte die Campan leise. „Ich hörte seinen Todeschrei, als ich die Thüre der Antichambre verriegelte. Aber wir dürfen jetzt nicht weinen und nicht klagen. Es gilt, die Königin zu retten!“

Und sie sprang von ihren Knieen empor, flog durch das Gemach hin und öffnete die in das Schlafgemach der Königin führende Thür.

In diesem Augenblick vernahm man ein fürchterliches Krachen, dann ein lautes Triumphgeschrei von der äußeren Antichambre.

„Die Königin! Wir wollen die Gebärme der Königin!“ brüllte und heulte es da draußen.

„Sie haben die Thüre der Antichambre eingeschlagen, sie sind schon in den Wartesaal eingetreten,“ murmelte Frau von Campan. „Es ist keine Zeit zu verlieren, kommt, meine Freundinnen, kommt!“

Und sie eilte an das Bett der Königin, die noch immer in jenem schweren, erquickungslosen Schlafe lag, welcher die Folge der Erschöpfung und der geistigen Aufregung zu sein pflegt.

„Majestät, oh Majestät, erwachen Sie!“

„Was giebt es, Campan?“ fragte Marie Antoinette, indem sie die Augen aufschlug und sich hastig im Bette aufrichtete. „Warum wecken Sie mich. Was ist geschehen?“

Das fürchterliche Getöse da draußen, das Krachen der Thür des kleinen Wartesaals gab Antwort. Die freischwebende Stimmen der wüthenden Weiber, welche jetzt nur noch durch eine einzige dünne Thür von der Königin getrennt waren, belehrten sie über Alles, was geschehen.

Marie Antoinette sprang von ihrem Lager hernieder.

„Reißet mich an, rasch, rasch!“

„Unmöglich! Es ist keine Zeit mehr dazu! Hören Sie. Majestät nur, wie sie mit dem Gewehrkolben gegen die Thür schlagen. Sie werden sie zerschlagen und dann sind Sie. Majestät verloren!“

„Die Gewänder übergeworfen, ohne sie zu verfestigen! Die nackten Füße in die seidenen Pantoffel! Nun fort! Majestät, fort! Durch die Seitenthüre, durch das Deil de Voëuf!“

Frau von Campan flog voran, die beiden Kammerfrauen stützten und hielten mit ihren Armen die Köni-

gin und ihre losen Gewänder, und so flogen sie vorwärts durch die stillen und öden Gemächer und Corridore nach dem Schlafzimmer des Königs.

Es war leer, Niemand darin!

„Oh Gott, Campan, wo ist der König! Ich will zu ihm! An seiner Seite ist mein Maß! Wo ist der König?“

„Hier bin ich, Marie, hier,“ rief der König, welcher eben eintrat und die angstvolle Frage seiner Gemahlin vernommen hatte. „Ich habe mich beeilt, unsere kostbarsten Krangüter zu retten!“

Er legte den Dauphin, welcher, halb schlummern noch, an seinem Busen ruhte, in die Arme, welche Marie Antoinette ihm entgegenstreckte, und führte ihr dann die Tochter zu, die von Frau von Tourzel heringebracht ward.

„Jetzt,“ sagte der König ruhig, „jetzt, da ich meine lieben Schätze hier beisammen und in Sicherheit weiß, jetzt will ich gehen und sehen, was es giebt.“

Aber Marie Antoinette hielt den König, welcher das Zimmer verlassen wollte, angstvoll zurück. „Es giebt Aufsehr, es giebt Verrath und Mord da draußen,“ rief sie. „Möge das Verbrechen wagen, hier einzutreten und uns zu zerschmettern. Aber wir dürfen ihm nicht entgegengehen!“

„Wohlan,“ sagte der König, „bleiben wir hier und erwarten wir, was kommt!“

Und indem er sich an seinen eben eintretenden Kammerdiener wandte, fuhr Ludwig fort: „Man bringe mir meine Chocolate hierher! Ich will die Zeit benutzen, um zu frühstücken, denn mich hungert!“

„Sire, jetzt, Sie wollen jetzt frühstücken?“ fragte die Königin entsetzt.

„Warum nicht?“ erwiderte Ludwig ruhig. „Wenn der Körper gekräftigt ist, sieht man auch mit seinen geistigen Augen alle Dinge ruhiger und gekräftigter an. Sie sollten auch frühstücken, Marie, denn wer weiß, ob wir in den nächsten Stunden Zeit dazu finden werden!“

„Ich! oh ich bedarf keines Frühstück,“ rief Marie Antoinette, und da sie sah, wie Ludwig eben aus den Händen des wieder eintretenden Kammerdieners die Tasse mit Chocolate entgegennahm und eifrig sich mit dem Genuße derselben beschäftigte, wandte sie sich ab, um die Thräne des Jornes und des Schmerzes zu unterdrücken, welche wider ihren Willen sich in ihre Augen drängte.

„Mama Königin,“ rief der Dauphin, der noch immer in ihren Armen lag, „ich möchte auch dejeuner. Meine Chocolate, ich will auch meine Chocolate haben!“

Die Königin zwang sich zu lächeln, sie trug das Kind zu seinem Vater hin und ließ es sanft auf des Königs Knie niedergleiten.

„Sire,“ sagte sie, „möchte der König von Frankreich seinen Sohn lehren, wie man frühstücken kann, während